



**PETER
ROBINSON
WENN DIE
DUNKELHEIT
FÄLLT**

**ALAN BANKS
ZWÖLFTER FALL**

Weltbild

Natürlich hatte Banks schon Schlimmeres gesehen als in diesen neuen Fall, sogar viel Schlimmeres, doch was ihm jetzt am meisten zu schaffen machte, war das Mitgefühl, dieses tiefe Mitleid, das er für die Opfer empfand. Es nagte an seiner Psyche und hielt ihn nächtelang wach. Jedes Verbrechen empfand er inzwischen wie eine immer wieder aufplatzende, gerade verheilte Wunde. Besonders das hier ...

»Robinson etabliert sich mit diesem Roman unzweifelhaft als einer der großen Meister des Genres.« Literary Review, London

»Teuflich gut!.« New York Times

»Die Romane von Peter Robinson gehen unter die Haut, sind beschwörende Kunstwerke mit Tiefgang.« Dennis Lehane

Inspector-Alan-Banks-Reihe

- Band 1: Augen im Dunkeln
- Band 2: Eine respektable Leiche
- Band 3: Ein unvermeidlicher Mord
- Band 4: Verhängnisvolles Schweigen
- Band 5: In blindem Zorn
- Band 6: Das verschwundene Lächeln
- Band 7: Die letzte Rechnung
- Band 8: Der unschuldige Engel
- Band 9: Das blutige Erbe
- Band 10: In einem heißen Sommer
- Band 11: Kalt wie das Grab
- Band 12: Wenn die Dunkelheit fällt
- Band 13: Ein seltener Fall
- Band 14: Kein Rauch ohne Feuer
- Band 15: Eine seltsame Affäre
- Band 16: Im Sommer des Todes
- Band 17: Wenn die Dämmerung naht

Peter Robinson

Wenn die Dunkelheit fällt

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Andrea Fischer

Weltbild

Der Autor

Peter Robinson, geboren in Yorkshire, lebt seit über zwanzig Jahre in Toronto, Kanada. Er feiert mit seiner Serie um Inspector Alan Banks diesseits und jenseits des Atlantiks große Erfolge und erhielt zahlreiche Preise in den USA, Großbritannien und Europa, u.a. den Anthony Award und den Grand Prix de litterature policiere. Wenn die Dunkelheit fällt ist der zwölfte Fall für Inspector Alan Banks.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel Aftermath bei William Morrow, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2001 by Peter Robinson

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Published by arrangement with Peter Robinson.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Andrea Fischer

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-319-0

Für Richard und Barbara,
gute Freunde und wunderbare Gastgeber

The evil that men do lives after them
Was Menschen Übles tun, das überlebt sie

William Shakespeare, Julius Caesar

PROLOG

Als sie zu bluten begann, wurde sie in den Käfig gesperrt. Tom war schon seit drei Tagen drin. Er weinte nicht mehr, aber er zitterte. Es war Februar, der Keller war nicht geheizt, und beide waren nackt. Zu essen würde es auch nichts geben, das wusste sie. Erst dann wieder, wenn sie so viel Hunger hatte, dass es sich anfühlte, als würde sie von innen aufgefressen. Es war nicht das erste Mal, dass sie in den Käfig gesperrt wurde, aber diesmal war es etwas anderes. Früher wurde sie reingesteckt, weil sie etwas falsch gemacht oder nicht getan hatte, was von ihr verlangt wurde. Jetzt gab es einen anderen Grund: Sie hatte sich verändert, und das machte ihr große Angst.

Sobald die Tür oben an der Treppe verschlossen wurde, hüllte die Dunkelheit sie ein wie ein Pelz. Die Dunkelheit strich ihr über die Haut, schmiegte sich an ihre Beine wie eine Katze. Sie begann zu zittern. Sie hasste den Käfig mehr als alles andere, mehr als die Schläge, mehr als die Demütigungen. Aber sie würde nicht weinen. Sie weinte nie. Das konnte sie nicht. Der Gestank war unerträglich; es gab keine Toilette, nur einen Eimer in der Ecke, der erst geleert wurde, wenn sie herausgelassen wurden. Und wer wusste, wie lange das noch dauern würde.

Noch schlimmer als der Gestank waren die leise scharrenden Geräusche, die begannen kurz nachdem sie eingeschlossen worden waren. Gleich würde es anfangen, kleine Füße würden über ihre Beine oder ihren Bauch huschen, sobald sie wagte, sich hinzulegen. Beim ersten Mal hatte sie versucht, in Bewegung zu bleiben und Krach zu machen, um sich die Tiere vom Hals zu halten. Aber irgendwann war sie müde geworden und eingeschlafen, irgendwann war ihr egal gewesen, wie viele es waren und was sie machten. Die Bewegungen und das Gewicht verrieten ihr auch im Dunkeln, ob es Ratten oder Mäuse waren. Die Ratten waren schlimmer. Eine hatte sie sogar mal gebissen.

Sie versuchte Tom zu trösten. Sie nahm ihn in den Arm, damit ihnen beiden ein wenig wärmer wurde. Um ehrlich zu sein, hätte sie selbst ein bisschen Trost gebrauchen können, aber es war niemand da, der ihn hätte spenden können.

Mäuse huschten ihr über die Füße. Hin und wieder ruckte sie mit dem Bein, und quiekend prallte eine Maus gegen die Wand. Oben wurde laute Musik gespielt, der Bass brachte die Käfigstangen zum Vibrieren.

Sie schloss die Augen und versuchte, tief in sich eine Zuflucht zu finden, einen Ort, an dem alles warm und golden war, an dem sich das dunkelblaue Meer am Strand brach, das Wasser warm war und angenehm wie Sonnenlicht. Aber es gelang ihr nicht. Sie konnte den Sandstrand und das blaue Meer, den Garten voll bunter Blumen, den kühlen grünen Sommerwald nicht finden. Wenn sie die Augen schloss, gab es nur rot gestreifte Dunkelheit, fernes Gemurmel, Schreie und eine entsetzliche Angst.

Immer wieder nickte sie ein, die Mäuse und Ratten beachtete sie nicht mehr. Sie wusste nicht, wie lange sie unten gewesen war, als es oben laut wurde. Ein anderer Lärm. Die Musik war längst aus, es war ganz still im Keller, abgesehen vom Gescharre und Toms Atem. Sie meinte, draußen ein Auto halten zu hören. Stimmen. Noch ein Auto.

Dann ging jemand oben durchs Zimmer. Fluchte.

Plötzlich war die Hölle los. Es klang, als würde ein Baumstamm gegen die Haustür gerammt, dann gab es ein knirschendes Geräusch, gefolgt von einem lauten Knall. Die Tür hatte nachgegeben. Tom wachte auf und wimmerte in ihren Armen. Sie hörte Geschrei und Getrappel, als liefen oben viele Erwachsene herum. Nach einer Ewigkeit wurde das Schloss der Kellertür aufgestemmt. Ein bisschen Licht fiel herein. Unten war keine Lampe. Dann stachen die Lichtkegel greller Taschenlampen ins Dunkel, kamen näher, so nah, dass sie sie blendeten. Sie hielt sich die Augen zu. Der Lichtstrahl blieb auf ihr ruhen, und eine seltsame Stimme rief: »Du meine Güte! Ach, du meine Güte!«

Maggie Forrest hatte einen leichten Schlaf und wunderte sich deshalb nicht, als sie eines Tages Anfang Mai um kurz vor vier Uhr morgens von Stimmen geweckt wurde, obwohl sie sich vor dem Schlafengehen überzeugt hatte, dass alle Fenster im Haus fest verschlossen waren.

Wäre sie nicht von den Stimmen wach geworden, hätte etwas anderes sie geweckt: das Zuschlagen einer Wagentür, wenn jemand früh zur Arbeit musste, der erste Zug, der über die Brücke ratterte, der bellende Nachbarshund, altes Holz, das irgendwo im Haus knarzte, der sich ein- und ausschaltende Kühlschrank, eine im Abtropfgitter verrutschte Pfanne oder Tasse. Oder ein Geräusch der Nacht, das sie schweißgebadet und mit klopfendem Herzen aufschrecken und nach Luft schnappen ließ, als würde sie nicht schlafen, sondern ertrinken: der Mann (sie nannte ihn Mr. Bones), dessen Stock beim Gehen rhythmisch auf das Pflaster klopfte, ein Kratzen an der Haustür oder das gequälte Schreien eines Kindes in der Ferne.

Oder ein Albtraum.

Ich bin momentan einfach zu schreckhaft, redete Maggie sich ein und lachte über sich selbst. Aber da war es schon wieder! Stimmen, deutlich zu hören. Eine laute Männerstimme.

Maggie stieg aus dem Bett und tappte zum Fenster. Die Straße namens »The Hill« zog sich den Nordhang des breiten Tales hinauf. Ungefähr auf halber Höhe, wo Maggie wohnte und die Eisenbahnbrücke verlief, standen die Häuser auf der östlichen Straßenseite gute sieben Meter höher. Die Böschung war mit Büschen und Sträuchern bewachsen. An manchen Stellen war das Gestrüpp so dicht, dass Maggie kaum den Fußweg vom Haus zum Bürgersteig fand.

Der Blick von Maggies Schlafzimmerfenster ging auf die Häuser an der Westseite von The Hill und über sie hinweg auf eine Patchworklandschaft aus Wohnsiedlungen, Ausfallstraßen, Lagerhäusern, Fabrikschornsteinen und Feldern, die sich über Bradford und Halifax bis zu den Pennines erstreckte. An manchen Tagen saß Maggie stundenlang am Fenster, genoss die Aussicht und grübelte über die seltsame Kette von Ereignissen, die sie hierher geführt hatte. Jetzt allerdings, im fahlen Licht vor Einbruch der Morgendämmerung, leuchteten die bernsteinfarbenen Lichthöfe um die Straßenlaternen geisterhaft, als sei die Stadt noch nicht ganz real.

Maggie stand am Fenster und beobachtete die andere Straßenseite. Sie hätte schwören können, dass direkt gegenüber, in Lucys Haus, die Lampe im Flur brannte. Als sie wieder etwas hörte, wurde ihr klar, dass sie sich nicht geirrt hatte.

Es war Terrys Stimme, er schrie Lucy an. Maggie konnte nicht verstehen, was er rief. Dann hörte sie einen Schrei, splitterndes Glas und einen dumpfen Aufprall.

Lucy.

Maggie befreite sich aus ihrer Starre, griff mit zitternden Händen zum Telefon neben dem Bett und wählte 999.

Janet Taylor, Police Constable in der Probezeit, stand neben ihrem Streifenwagen und sah zu, wie der silberne BMW brannte. Sie schirmte die Augen vor dem gleißenden Feuer ab, der Wind trug den übel riechenden Qualm von ihr fort. Ihr Kollege, Police Constable Dennis Morrissey, lehnte neben ihr am Wagen. Ein, zwei Schaulustige spähten aus ihren Schlafzimmerfenstern, ansonsten zeigte niemand großes Interesse. Brennende Autos waren in dieser Gegend nichts Besonderes. Nicht mal um vier Uhr morgens.

Flammen in Orange und Rot, in der Mitte tiefblau und dunkelgrün, gelegentlich violett züngelnd, flackerten in der Dunkelheit und schickten dicke schwarze Rauchwolken in den Himmel. Selbst auf der windabgewandten Seite roch Janet brennendes Gummi und Plastik. Sie bekam Kopfschmerzen, und Uniform und Haar würden noch tagelang stinken.

Der Einsatzleiter der Feuerwehr, Gary Cullen, trat zu ihnen. Er wandte sich an Dennis, klar, tat er ja immer. Die beiden waren Kumpel.

»Und, was meinst du?«

»Aus Spaß geknackt.« Dennis nickte Richtung Auto. »Wir haben das Kennzeichen überprüft. Wurde am frühen Abend gestohlen in einem gutbürgerlichen Viertel in Heaton Moor, Manchester.«

»Aber warum steht's gerade hier?«

»Keine Ahnung. Wird schon einen Grund haben, eine offene Rechnung oder so. Vielleicht wollte der sich abreagieren. Oder Drogen. Aber darüber sollen sich die da oben den Kopf zerbrechen. Die werden schließlich fürs Denken bezahlt. Wir sind erst mal fertig. Alles im grünen Bereich?«

»Alles unter Kontrolle. Und wenn da einer im Kofferraum liegt?«

Dennis lachte. »Dann ist er inzwischen gut durch, was? Wart' mal kurz, das ist unser Funk, oder?«

Janet ging zum Streifenwagen. »Ich mach das schon«, sagte sie über die Schulter.

»Zentrale an 354. Bitte kommen, 354. Over.«

Janet griff zum Funkgerät. »354 an Zentrale. Over.«

»Uns wurden Familienstreitigkeiten in The Hill, Hausnummer 35 gemeldet. Ich wiederhole: The Hill. Nummer 35. Bitte übernehmen! Over.«

O nein, dachte Janet, bloß keine beschissenen Familienstreitigkeiten. Die brachten jeden Bullen auf die Palme, besonders zu dieser Uhrzeit. »In Ordnung«, seufzte sie und schaute auf die Uhr. »Drei Minuten.«

Sie rief Dennis, der die Hand hob und noch etwas zu Gary Cullen sagte. Die beiden Männer lachten, dann kam Dennis zum Wagen.

»Du hast ihm diesen Witz erzählt, stimmt's?«, fragte Janet und setzte sich ans Steuer.

»Welchen?«, gab Dennis zurück, die Unschuld in Person.

Janet ließ den Motor an und fuhr zur Hauptstraße. »Weißt du genau, den mit der Blondine, die zum ersten Mal einem Kerl einen bläst.«

»Ich weiß überhaupt nicht, was du meinst.«

»Tja, leider hab ich aber gehört, wie du ihn dem neuen Constable auf der Wache erzählt hast, diesem Milchbubi, der sich noch nicht mal zu rasieren braucht. Lass ihn sich

doch selbst eine Meinung von Frauen bilden, Denny, statt ihn gleich von Anfang an zu versauen.«

Das Auto wurde beinahe aus der Kurve getragen, als Janet zu schnell in den Kreisverkehr am oberen Ende von The Hill einbog. Dennis klammerte sich krampfhaft ans Armaturenbrett. »Du meine Güte! Frauen am Steuer. Das war doch nur ein Witz! Verstehst du keinen Spaß?«

Janet grinste, ging vom Gas und schlich auf der Suche nach Nummer 35 am Bürgersteig von The Hill entlang.

»Langsam geht mir das nämlich auf den Senkel«, sagte Dennis.

»Was denn? Wie ich fahre?«

»Das auch. Aber in erster Linie dein ständiges Gemecker. Als Kerl kann man ja heute schon nicht mehr seine Meinung sagen.«

»Jedenfalls nicht, wenn man nur Müll im Kopf hat. Das ist Umweltverschmutzung. Die Zeiten ändern sich, Denny. Und wir müssen uns mit ihnen ändern, sonst geht's uns am Ende wie den Dinosauriern. Übrigens, dein Leberfleck da!«

»Was für ein Leberfleck?«

»Der auf deiner Backe. Neben der Nase. Mit den Haaren drauf.«

Dennis griff sich an die Wange. »Was ist mit dem?«

»An deiner Stelle würde ich damit schleunigst zum Arzt gehen. Sieht nach Krebs aus, finde ich. Aha, Nummer 35. Hier ist es.«

Sie parkte einige Meter weiter am rechten Straßenrand. Die Nummer 35 war ein kleines, frei stehendes Haus aus Ziegeln und Sandstein zwischen Schrebergärten und einer Ladenzeile. Es war nicht viel größer als ein Cottage, hatte ein Schieferdach, eine niedrige Mauer um den Garten und rechts daneben einen neuen Garagenanbau. Im Moment war alles still.

»Im Flur brennt Licht«, sagte Janet. »Gucken wir mal nach?«

Seinen Leberfleck betastend, seufzte Dennis und murmelte etwas, das Janet als Zustimmung auffasste. Sie stieg als erste aus und ging den Fußweg hinauf. Dennis trottete hinter ihr her. Der Vorgarten war zugewachsen. Janet musste Zweige und Sträucher zur Seite biegen. Jetzt wurde sie ein klein wenig aufgeregt, wie immer bei Familienstreitigkeiten. Die meisten Kollegen hassten diese Einsätze, weil man nie wusste, was einen erwartete. Es kam durchaus vor, dass man die Frau zuerst gewaltsam vor dem Mann schützen musste, und sie anschließend die Seiten wechselte und mit einem Nudelholz auf einen losging.

An der Tür hielt Janet inne. Immer noch war es still, nur Dennis hinter ihr schnaufte. Es war zu früh, als dass die Leute schon zur Arbeit gingen, und die meisten Nachtschwärmer lagen inzwischen in den Betten. Irgendwo in der Ferne begannen die ersten Vögel zu zwitschern. Wahrscheinlich Spatzen, dachte Janet. Fliegende Mäuse.

Da sie keine Klingel fand, klopfte sie an die Tür.

Nichts geschah.

Sie klopfte lauter. Das Hämmern hallte die Straße hinunter. Immer noch nichts.

Janet kniete sich hin und spähte durch den Briefkastenschlitz. Undeutlich sah sie am Fußende der Treppe eine Gestalt auf dem Boden liegen. Eine Frau. Das reichte wohl als Voraussetzung für gewaltsames Eindringen.

»Wir gehen rein!«, entschied sie.

Dennis drückte auf die Türklinke. Verschlossen. Er machte Janet Zeichen, aus dem Weg zu gehen, und warf sich mit der Schulter gegen die Tür.

Wie ungeschickt, dachte sie. Sie hätte Anlauf genommen und mit dem Fuß getreten. Aber Dennis hatte ja Rugby gespielt, fiel ihr wieder ein, da war er mit den Schultern im Laufe der Zeit gegen so viele Arschlöcher geprallt, dass sie kräftig sein mussten.

Schon beim ersten Versuch flog die Tür auf. Dennis stolperte in den Flur und suchte Halt am Geländer, um nicht über die reglose Gestalt zu fallen.

Janet folgte ihm auf dem Fuß, im Vergleich zu ihm allerdings gemesseneren Schrittes. Sie schloss die Tür, so gut es ging, kniete sich neben die Frau und fühlte ihren Puls. Schwach, aber gleichmäßig. Das Gesicht war blutüberströmt.

»Mein Gott«, murmelte Janet. »Denny? Alles klar?«

»Schon gut. Pass auf sie auf! Ich guck mich mal um.« Dennis ging nach oben.

Ausnahmsweise störte es Janet nicht, Anweisungen zu erhalten. Auch ärgerte sie sich nicht, dass Dennis automatisch davon ausging, es sei Frauensache, das Opfer zu versorgen, und der Mann breche zu ruhmreichen Taten auf. Na gut, es störte sie schon, aber sie sorgte sich ehrlich um die Verletzte, deshalb wollte sie keine Diskussion vom Zaun brechen.

So ein Schwein, dachte sie. Der das getan hat. »Es ist alles gut«, sagte sie, obwohl die Frau vermutlich nichts hörte. »Wir rufen einen Krankenwagen. Ganz ruhig.«

Das meiste Blut kam scheinbar aus einer tiefen Wunde direkt über dem linken Ohr, auch wenn ein bisschen um Nase und Lippen verschmiert war. Sah nach Schlägen aus. Um die Frau herum lagen Scherben und Narzissen, auf dem Teppich war ein nasser Fleck. Janet nahm ihr Funkgerät aus der Koppel und rief einen Krankenwagen. Sie konnte von Glück sagen, dass es hier oben auf der Straße funktionierte; die UHF-Geräte hatten eine deutlich geringere Reichweite als die in die Streifenwagen eingebauten UKW-Modelle und standen in dem Ruf, die Funklöcher im Empfangsgebiet geradewegs zu suchen.

Dennis kam kopfschüttelnd zurück nach unten. »Oben versteckt sich der Dreckskerl nicht«, sagte er. Mit dem Kopf auf die Ohnmächtige deutend, reichte er Janet eine Decke, ein Kopfkissen und ein Handtuch. »Hier.«

Janet schob der Frau das Kissen unter den Kopf, breitete vorsichtig die Decke über sie und drückte das Handtuch auf die blutende Wunde an der Schläfe. Jetzt bin ich aber baff, dachte sie. Immer für eine Überraschung gut, unser Denny. »Glaubst du, er hat sich verdrückt?«, fragte sie.

»Keine Ahnung. Ich guck mal hinten nach. Bleib du hier, bis der Krankenwagen kommt.«

Ehe Janet etwas erwidern konnte, steuerte Dennis auf den hinteren Teil des Hauses zu. Er war keine Minute verschwunden, da hörte sie ihn rufen: »Janet, komm mal her und

guck dir das an! Schnell! Das kann wichtig sein.«

Janet war neugierig. Sie warf einen Blick auf die Verletzte. Die Wunde blutete nicht mehr, im Moment konnte sie für die Frau nichts weiter tun.

»Los, komm!«, rief Dennis wieder. »Schnell!«

Janet sah sich noch einmal nach der liegenden Gestalt um und ging nach hinten. Die Küche war dunkel.

»Hier unten.«

Sie konnte Dennis nicht sehen, nur hören. Hinter einer Tür zu ihrer Rechten führten drei Stufen zu einem Treppenabsatz, der von einer nackten Birne erleuchtet wurde. Durch eine zweite Tür gelangte man wohl in die Garage, und um die Ecke führte eine Treppe in den Keller hinunter.

Unten stand Dennis vor einer dritten Tür, auf der das Poster einer nackten Frau klebte. Sie lag mit weit geöffneten Beinen auf einem Messingbett, zog mit den Fingern die Schamlippen auseinander und lächelte den Betrachter über ihre dicken Brüste hinweg an, lud ihn ein, lockte ihn herein. Dennis stand davor und grinste.

»Du Schwein!«, zischte Janet.

»Verstehst du keinen Spaß?«

»Das ist nicht witzig.«

»Was das wohl zu bedeuten hat?«

»Weiß ich nicht.« Unter der Tür schien Licht hervor, schwaches, flackerndes Licht wie von einer fehlerhaften Glühbirne. Außerdem roch es sonderbar. »Was riecht denn hier so?«, fragte Janet.

»Woher soll ich das wissen? Schimmelige Wände? Abflussrohre?«

Aber für Janet roch es nach Fäulnis. Fäulnis und Sandelholz. Ein Schauer überlief sie.

»Sollen wir reingehen?«, fragte sie flüsternd, ohne zu wissen, warum.

»Ich denke, ja.«

Janet ging die wenigen letzten Stufen auf Zehenspitzen hinunter. Jetzt schlug ihr das Herz bis zum Hals. Langsam streckte sie die Hand aus und versuchte, die Tür zu öffnen. Verschlössen. Sie ging aus dem Weg, und diesmal nahm Dennis den Fuß. Das Schloss brach heraus, die Tür schwang auf. Dennis machte einen Schritt zur Seite, verbeugte sich wie ein höflicher Kavalier und sagte: »Ladies first.«

Janet betrat den Keller. Dennis war dicht hinter ihr.

Ihr blieb nur Zeit für einen flüchtigen Eindruck: viele Spiegel, auf dem Boden unzählige brennende Kerzen um eine Matratze, darauf ein nacktes, gefesselttes Mädchen, etwas Gelbes um den Hals, ein trotz Räucherstäbchen penetranter Gestank von verstopften Abflussrohren und verwestem Fleisch, anstößige Zeichnungen an den geweißten Wänden. Da ging es schon los.

Plötzlich war jemand hinter ihnen. Dennis wirbelte herum und griff nach seinem Schlagstock, aber er war nicht schnell genug. Eine Machete fuhr ihm über die Wange und schlitzte sie vom Auge bis zu den Lippen auf. Noch ehe Dennis die Hand heben konnte, um das Blut aufzuhalten, ehe er einen Schmerz verspürte, holte der Mann abermals aus

und zog ihm die Klinge quer über den Hals. Dennis gab ein gurgelndes Geräusch von sich und sackte in die Knie, die Augen weit aufgerissen. Warmes Blut spritzte Janet ins Gesicht und sprühte abstrakte Muster an die geweißten Wände. Der süßliche Geruch brachte sie zum Würgen.

Ihr blieb keine Zeit zum Nachdenken. Die hat man nicht, wenn es hart auf hart kommt. Janet wusste nur, dass sie Dennis im Moment nicht helfen konnte. Noch nicht. Der Mann mit dem Messer war noch da, sie musste ihn ausschalten. Warte, Dennis, flehte sie stumm. Warte.

Der Mann wollte weiter auf Dennis eindreschen, war noch nicht fertig mit ihm. Das gab Janet Gelegenheit, ihren Schlagstock mit Seitengriff zu lösen. Es gelang ihr, den Griff so zu fassen, dass der Stock schützend an der Außenseite ihres Unterarmes lag. Der Mann ging auf sie los. Er machte ein überraschtes, verwundertes Gesicht, als die Machete nicht in Janets Fleisch versank, sondern vom harten Knüppel pariert wurde.

Damit war Janet im Vorteil. Scheiß auf Technik und Training. Sie holte aus und traf den Mann an der Schläfe. Er verdrehte die Augen und fiel gegen die Wand, rutschte aber nicht herunter. Sie trat einen Schritt näher und zielte auf die Hand, in der er die Machete hielt. Krachend brach sein Gelenk. Er schrie auf, die Waffe fiel zu Boden. Janet stieß sie mit dem Fuß in die hinterste Ecke, zog den Knüppel aus, umschloss ihn mit beiden Händen, holte aus und schlug erneut seitlich gegen den Kopf. Der Mann wollte zu seiner Machete kriechen, aber sie knallte ihm abermals mit voller Wucht den Stock auf den Hinterkopf, auf die Wange und auf die Schädelbasis. Er bäumte sich auf, noch immer kniend, Obszönitäten sprudelten aus ihm heraus, und sie hieb ein letztes Mal zu und zertrümmerte seine Schläfe. Er fiel gegen die Wand und zog mit dem Kopf einen langen dunklen Streifen über die weiße Tünche, bis er mit ausgestreckten Beinen liegen blieb. Rosa Blasen schäumten aus seinem Mund, dann war Ruhe. Janet gab ihm noch einen, mit beiden Händen um den Knüppel drosch sie von oben auf den Schädel. Dann nahm sie die Handschellen und schloss ihn an eines der Rohre unten an der Mauer. Als er stöhnte und sich bewegte, schlug sie ein letztes Mal zu, wieder beidhändig von oben auf den Kopf. Als er sich nicht mehr regte, ging sie zu Dennis.

Er bewegte sich noch, aber inzwischen quoll weniger Blut aus der Wunde. Dunkel erinnerte sich Janet an ihre Ausbildung in erster Hilfe. Sie faltete ihr Taschentuch zu einer Kompresse und drückte es fest auf die durchtrennte Arterie, um die Enden zusammenzuhalten. Dann versuchte sie, auf ihrem Funkgerät einen Notruf abzusetzen: Kollege braucht dringend Hilfe. Aber es funktionierte nicht. Es rauschte nur. Ein Funkloch. Was sollte sie machen? Sie konnte nur sitzen bleiben und auf den Krankenwagen warten. So wie Dennis zugerichtet war, konnte sie nicht nach draußen gehen und ihn allein lassen.

Und so hockte sich Janet im Schneidersitz hin, legte Dennis' Kopf auf ihren Schoß, wiegte ihn und murmelte ihm sinnloses Zeug ins Ohr. Der Krankenwagen kommt gleich, sagte sie. Es wird schon wieder, immer mit der Ruhe. Aber so fest sie die Kompresse auch auf die Wunde drückte, das Blut sickerte trotzdem auf ihre Uniform. Sie spürte die warme

Flüssigkeit an ihren Fingern, an Bauch und Oberschenkeln. Bitte, Dennis, warte, flehte sie, warte bitte.

Über Lucys Haus zog die schmale Sichel eines zunehmenden Mondes einen blassen silbernen Bogen um den dunklen Neumond. Der alte Mond in den Armen des neuen. Ein schlechtes Zeichen. Seeleute hielten dieses Himmelsphänomen, besonders durchs Fernglas betrachtet, für den Vorboten von Sturm und vielen verlorenen Menschenleben. Maggie erschauerte. Sie war nicht abergläubisch, aber die Erscheinung machte sie frösteln. Der Mond streckte die Hände aus und versuchte sie aus einer fernen Zeit zu erreichen, als die Menschen den Zeichen des Himmels, wie beispielsweise den Mondphasen, mehr Bedeutung zumaßen.

Maggie schaute wieder aus dem Fenster. Ein Polizeiwagen hielt an, eine Beamtin stieg aus, klopfte an Lucys Tür und rief etwas. Dann brach ihr Kollege die Tür auf.

Danach hörte Maggie eine Weile nichts – vielleicht fünf oder zehn Minuten lang –, bis ein herzerreißendes, klagendes Geheul aus den Tiefen des Hauses drang. Aber das konnte sie sich auch einbilden. Der Himmel war mittlerweile heller geworden, und der Chor der Morgendämmerung hatte eingesetzt. Vielleicht war es ein Vogel gewesen? Aber kein Vogel klang so verloren und gottverlassen wie dieser Schrei, nicht einmal der Seetaucher über dem Teich oder der Brachvogel oben im Moor.

Maggie massierte sich den Nacken, ohne das Nachbarhaus aus den Augen zu lassen. Kurze Zeit später hielt ein Krankenwagen. Dann ein zweites Polizeiauto. Dann ein Notarzt. Die Besatzung des Krankenwagens ließ die Haustür offen, so dass Maggie sehen konnte, wie sich die Sanitäter neben eine Gestalt im Flur knieten, über die eine rehbraune Decke gebreitet war. Sie hoben die Person auf eine fahrbare Trage und schoben sie den Fußweg hinunter zum Krankenwagen, dessen Hecktüren wartend offen standen. Es ging alles so schnell, dass Maggie nicht genau erkennen konnte, wer auf der Trage lag, aber sie glaubte flüchtig Lucys pechschwarzes Haar auf dem weißen Laken gesehen zu haben.

Also doch, wie sie sich gedacht hatte. Maggie kaute am Daumennagel. Hätte sie früher eingreifen sollen? Natürlich hatte sie einen Verdacht gehabt, aber hätte sie es verhindern können? Was hätte sie tun sollen?

Dann traf ein Mann ein, der wie ein Polizeibeamter in Zivil aussah. Bald folgten fünf oder sechs Männer, die sich weiße Einwegoveralls anzogen, bevor sie das Haus betraten. Vor das Gartentor wurde weiß-blaues Band gespannt, der Bürgersteig wurde bis zur Bushaltestelle abgesperrt, außerdem die Fahrbahnseite, an die Nummer 35 grenzte. Jetzt gab es auf The Hill nur noch eine Fahrspur, damit die Fahrzeuge von Polizei und Rettungsdienst genug Platz hatten.

Maggie fragte sich, was da los war. So viel Aufhebens machten die doch nicht, wenn nicht etwas wirklich Schlimmes geschehen war, oder? War Lucy tot? Hatte Terry sie letztendlich umgebracht? Möglich war das; die Polizei kam immer erst, wenn es zu spät war.

Als es heller wurde, bot sich ihr ein noch seltsameres Bild. Weitere Polizeiwagen trafen ein, dann noch ein Krankenwagen. Als die Sanitäter eine zweite Trage herausrollten, fuhr

der erste Bus die Straße hinunter und versperrte Maggie die Sicht. Die Fahrgäste drehten die Köpfe und die auf Maggies Seite Sitzenden standen auf, um zu sehen, was passiert war. So entging Maggie, wer auf der Trage lag. Sie sah nur zwei Polizisten dahinter einsteigen.

Dann stolperte eine vornübergebeugte, in eine Decke gehüllte Gestalt den Fußweg hinunter, von uniformierten Polizisten gestützt. Zuerst wusste Maggie nicht, wer das war. Eine Frau, dachte sie, nach der Figur und dem Schnitt des dunklen Haares zu schließen. Sie meinte eine dunkelblaue Uniform zu erkennen. Die Polizeibeamtin. Maggie hielt den Atem an. Was war mit dieser Frau geschehen?

Inzwischen herrschte eine Aufregung, wie Maggie sie sich am Schauplatz eines Ehekrachs niemals hätte träumen lassen. Eine ganze Handvoll Polizeiwagen war eingetroffen, darunter Zivilfahrzeuge. Ein drahtiger Mann mit kurzem dunklen Kraushaar war aus einem blauen Renault gestiegen und in das Haus marschiert, als wäre es seins. Ein anderer, der hineinging, sah wie ein Arzt aus. Jedenfalls trug er eine schwarze Tasche und tat sehr wichtig. Die Nachbarn gingen zur Arbeit, fuhren die Autos aus den Garagen oder warteten an der Ersatz-Haltestelle, die die Verkehrsbetriebe kurzfristig eingerichtet hatten. Grüppchenweise standen Anwohner in der Nähe des Hauses und gafften, bis die Polizei kam und sie verscheuchte.

Maggie schaute auf die Uhr. Halb sieben. Seit zweieinhalb Stunden hockte sie nun am Fenster, aber es kam ihr vor, als hätte sie eine schnelle Folge von Ereignissen beobachtet, die wie im Zeitraffer vor ihr ablief. Als sie sich aufrichtete, knackten ihre Knie. Der Teppich hatte tiefe rote Streifen in ihre Haut geprägt.

Inzwischen spielte sich vor dem Haus nicht mehr viel ab; Polizisten und Kriminalbeamte kamen und gingen, stellten sich zum Rauchen auf den Bürgersteig, schüttelten den Kopf und unterhielten sich mit gesenkter Stimme. Die kreuz und quer vor Lucys Haus geparkten Wagen verursachten einen Rückstau.

Müde und verwirrt zog Maggie eine Jeans und ein T-Shirt an und ging nach unten, um sich eine Tasse Tee und Toast zu machen. Als sie den Kessel mit Wasser füllte, merkte sie, dass ihre Hand zitterte. Die Polizei würde mit ihr sprechen wollen, ganz bestimmt. Und was würde sie dann sagen?

Der kommissarische Detective Superintendent Alan Banks – »kommissarisch«, weil sein unmittelbarer Vorgesetzter, Detective Superintendent Gristhorpe, sich bei der Arbeit an seiner Trockenmauer den Knöchel gebrochen hatte und mindestens zwei Monate außer Gefecht gesetzt sein würde – schrieb sich um kurz nach sechs Uhr morgens in das Tatort-Logbuch an der Pforte von The Hill 35 ein, holte tief Luft und betrat das Grundstück. Eigentümer: Lucy Payne, zweiundzwanzig Jahre, Darlehensberaterin bei der Zweigstelle von NatWest oben in der Fußgängerzone, und Ehemann Terence Payne, achtundzwanzig Jahre, Lehrer an der Gesamtschule Silverhill. Keine Kinder. Keine Vorstrafen. Allem Anschein nach ein perfektes, erfolgreiches junges Paar. Erst seit einem Jahr verheiratet.

Im Haus brannten alle Lichter, der Erkennungsdienst war schon an der Arbeit. Wie Banks trugen alle Beamten den vorgeschriebenen sterilen weißen Overall, Überschuhe, Handschuhe und Kapuze. Sie glichen einem geisterhaften Putztrupp, wie sie einstäubten, staubsaugten, Spuren sicherten, eintüteten, beschrifteten.

Im Flur hielt Banks kurz inne, um ein Gefühl für das Haus zu bekommen. Es wirkte wie ein ganz normales gutbürgerliches Heim. Die korallenrote Textiltapete sah neu aus. Rechts führte eine mit Teppich bespannte Treppe zu den Schlafzimmern hoch. Wenn überhaupt, roch es hier ein bisschen zu stark nach Raumspray mit Limonenduft. Das einzig Störende war der rostrote Fleck auf dem beigen Teppich im Flur. Lucy Payne stand momentan im Allgemeinen Krankenhaus von Leeds unter Beobachtung von Ärzten und Polizei, während ihr Mann, Terence Payne, einige Zimmer weiter um sein Leben kämpfte. Besonders viel Mitleid hatte Banks nicht mit ihm; Police Constable Dennis Morrissey hatte den Kampf um sein Leben deutlich schneller verloren.

Und im Keller lag ein totes Mädchen.

Banks war auf dem Weg nach Leeds von Detective Chief Inspector Ken Blackstone über Handy informiert worden. Die übrigen Informationen hatten die Notärzte und Sanitäter beigesteuert. Der erste Anruf von Blackstone hatte Banks kurz nach halb fünf aus einem unruhigen, leichten Schlaf gerissen, momentan wohl sein Schicksal. Er hatte geduscht, war in seine Sachen geschlüpft und ins Auto gesprungen. Eine CD von Zelenka Trios hatte ihm geholfen, im Wagen die Ruhe zu bewahren und keine riskanten Fahrmanöver auf der A1 zu veranstalten. Insgesamt hatte er für die achtzig Meilen von seinem Cottage in Gratly bis nach Leeds ungefähr eineinhalb Stunden gebraucht, und wenn ihm nicht so viel durch den Kopf gegangen wäre, hätte er auf dem ersten Teil der Fahrt das Herandämmern eines herrlichen Maimorgens über den Yorkshire Dales bewundern können, in diesem Frühling bisher selten genug. Doch so sah er außer der Straße vor sich nur wenig, nahm nicht einmal die Musik wahr. Als er den Ring um Leeds erreichte, war der montägliche Berufsverkehr bereits in vollem Gange.

Banks machte einen Bogen um die Blutflecke und Narzissen auf dem Teppich und ging in den hinteren Teil des Hauses. Jemand hatte sich in die Küchenspüle übergeben.

»Einer von den Sanis«, erklärte der Beamte des Erkennungsdienstes, der Schubladen

und Schränke durchsuchte. »War das erste Mal für ihn, der arme Kerl. Wir können von Glück sagen, dass er es noch nach oben geschafft hat und nicht quer über den Tatort gekotzt hat.«

»Mensch, was hat der denn heute Morgen gegessen?«

»Sieht aus wie rotes Thaicurry mit Pommes.«

Banks stieg die Treppe zum Keller hinunter. Er registrierte die Tür zur Garage. Sehr praktisch, wenn man jemanden, den man entführt, möglicherweise betäubt oder bewusstlos geschlagen hatte, unbemerkt ins Haus bringen wollte. Banks öffnete die Tür und warf einen kurzen Blick auf das Auto. Ein viertüriger dunkler Vectra mit einem Nummernschild, das mit »S« begann, also 1998 ausgegeben worden war. Die letzten drei Buchstaben waren NGV. Nicht aus Leeds. Banks nahm sich vor, das Kennzeichen bei der Kfz-Meldestelle in Swansea überprüfen zu lassen.

Aus dem Keller drangen Stimmen. Blitzlicht leuchtete auf. Das musste Luke Selkirk sein, der erstklassige Tatortfotograf, der gerade eine von der Armee bezahlte Fortbildung in Catterick Camp absolviert hatte. Er hatte gelernt, wie man den Schauplatz terroristischer Anschläge fotografiert. Nicht dass er diese Zusatzqualifikation heute gebraucht hätte, aber die Gewissheit beruhigte ungemein, mit einem hervorragend ausgebildeten Profi zu arbeiten, einem der besten.

Die Steinstufen waren stellenweise ausgetreten, die Backsteinwände weiß gestrichen. Die offene Tür unten war mit weiß-blauem Band abgesperrt. Der engere Tatortbereich. An dem Band würde niemand vorbeikommen, ehe Banks, Luke, der Doc und die Spurensicherung nicht ihre Arbeit getan hatten.

Auf der Schwelle hielt Banks inne und schnupperte. Es roch fürchterlich, nach Verwesung, Schimmel, Räucherstäbchen und dem süßen, metallischen Geruch frischen Blutes. Er duckte sich unter dem Absperrband hindurch, und der schreckliche Anblick traf ihn mit einer solchen Wucht, dass er ein paar Schritte rückwärts wankte.

Natürlich hatte er schon Schlimmeres gesehen, sogar viel Schlimmeres: Dawn Whadden, die Prostituierte aus Soho mit dem aufgeschlitzten Bauch, den enthaupteten Taschendieb namens William Grant, die stellenweise angefressenen Körperteile der jungen Bardame Colleen Dickens und viele von Schrotsalven durchsiebte und mit Messern zerstoebene Körper. Er konnte sich an alle Namen erinnern. Aber die grausam zugerichteten Leichen waren nicht das Entscheidende, hatte er im Laufe der Jahre begriffen. Es ging nicht um Blut und Gedärm, nicht um Eingeweide, die aus dem Bauch quollen, nicht um fehlende Gliedmaßen oder klaffende Wunden, die obszön grinsten. Das war es nicht, was einem letztlich an die Nieren ging. Das waren Äußerlichkeiten. Mit etwas Überzeugungskraft konnte man sich einreden, dass ein Tatort wie dieser ein Filmset oder eine Theaterprobe war, dass die Leichen lediglich Requisiten waren und das Blut künstlich.

Nein, was ihm am meisten zu schaffen machte, war das Mitgefühl, dieses tiefe Mitleid, das er inzwischen für die Opfer der von ihm ermittelten Verbrechen empfand. Er war in den ganzen Jahren nicht abgestumpft oder gefühlloser geworden, obwohl es vielen so

erging und er anfangs damit gerechnet hatte. Jedes Verbrechen war eine frisch aufplatzende, gerade verheilte Wunde. Besonders das hier. Banks riss sich zusammen, machte seine Arbeit und konzentrierte sich, damit die Galle in seinen rumorenden Eingeweiden blieb, aber innerlich zerfraß sie ihn wie Säure und hielt ihn nachts wach. Schmerz, Angst und Verzweiflung sickerten aus diesen Wänden, so wie sich der Ruß aus den Fabrikschornsteinen über die alten Häuser der Stadt gelegt hatte. Nur konnte man dieses Grauen nicht mit Sandstrahl entfernen.

Sieben Menschen in einem engen Keller, fünf davon lebendig, zwei tot; das würde ein logistischer und forensischer Albtraum werden.

Die Lampe unter der Decke, eine nackte Glühbirne, war angeknipst worden, aber überall flackerten Kerzen. Von der Tür aus konnte Banks den Arzt sehen, der sich über die fahle Leiche auf der Matratze beugte. Ein Mädchen. Die einzigen äußerlich sichtbaren Zeichen von Gewaltanwendung waren mehrere Schnittwunden und blaue Flecke, eine blutige Nase und eine gelbe Plastikleine um den Hals. Das Mädchen lag mit gespreizten Armen und Beinen auf der schmutzigen Matratze. Die Hände waren mit derselben gelben Wäscheleine an Metallnägeln gebunden, die in den Betonboden eingelassen waren. Das Blut aus PC Morrisseys durchtrennter Arterie war ihr auf Füße und Schienbein gespritzt. Fliegen hatten den Weg in den Keller gefunden, drei summten um das verkrustete Blut unter ihrer Nase. Um den Mund hatte sie Blasen oder eine Art Ausschlag. Im grellen Licht der Glühbirne wirkte das Gesicht der Toten bläulich-blass, ihr übriger Körper weiß.

Was das Ganze so schlimm machte, waren die großen Spiegel unter der Decke und an zwei Wänden, die den Anblick wie auf der Kirmes ver Hundertfachten.

»Wer hat die Deckenlampe angeschaltet?«, erkundigte sich Banks.

»Die Sanis«, antwortete Luke Selkirk. »Sie waren nach Taylor und Morrissey die ersten am Tatort.«

»Gut, wir lassen es erst mal an, damit wir besser sehen, womit wir es zu tun haben. Aber ich will, dass der Tatort später auch im Originalzustand fotografiert wird. Nur bei Kerzenlicht.«

Luke nickte. »Das hier ist übrigens Faye McTavish, meine neue Assistentin.« Faye war eine blasse, magere Frau von Anfang zwanzig. Sie hatte einen Ohrstecker in der Nase und so gut wie keine Hüften. Die schwere alte Pentax, die sie um den Hals trug, sah aus, als könne Faye sich damit kaum aufrecht halten.

»Freut mich, Faye«, sagte Banks und schüttelte ihr die Hand. »Schade, dass wir uns unter solchen Umständen kennen lernen.«

»Gleichfalls.«

Banks wandte sich dem leblosen Körper auf der Matratze zu.

Er wusste, um wen es sich handelte: Kimberley Myers, fünfzehn Jahre, seit Freitagabend vermisst. Sie war von einem Tanzabend im Jugendclub, der nur eine Viertelmeile von ihrem Haus entfernt war, nicht nach Hause zurückgekehrt. Kimberley war ein hübsches Mädchen mit langem blondem Haar und schlanker, durchtrainierter Figur, wie alle Opfer. Jetzt starrten ihre toten Augen in den Spiegel unter der Decke, als

suchten sie eine Antwort auf ihr Leiden.

In ihrem Schamhaar glänzte getrocknetes Sperma. Und Blut. Samen und Blut, die uralte Geschichte. Warum nahmen sich diese Ungeheuer immer hübsche junge Mädchen?, fragte sich Banks zum hundertsten Mal. Ach, er kannte die ganzen Theorien. Er wusste, dass Frauen und Kinder geeignetere Opfer abgaben, weil sie körperlich unterlegen waren, sich von männlicher Dominanz besser einschüchtern und überwältigen ließen. Auch war ihm bekannt, dass Prostituierte und Straßenkinder beliebte Opfer waren, weil sie nicht so schnell vermisst wurden wie jemand aus geordneten Verhältnissen, wie zum Beispiel Kimberley. Aber es steckte noch mehr dahinter. Solche Taten hatten immer auch ein verborgenes, dunkles, sexuelles Motiv. Um das Interesse des Täters zu wecken, musste das Opfer nicht nur schwächer sein, sondern Brüste und eine Scheide besitzen. Nur so konnte der Peiniger sich befriedigen und sein Gegenüber ultimativ schänden. Eine jugendliche, unschuldige Ausstrahlung schadete auch nicht. Das Ziel des Täters war, die Unschuld zu rauben. Männer brachten sich gegenseitig aus zahlreichen Gründen um, im Krieg zu Tausenden, aber bei solchen Verbrechen musste das Opfer eine Frau sein.

Der erste Beamte am Tatort hatte so viel Voraussicht besessen, einen schmalen Pfad auf dem Boden abzukleben, damit nicht alle wild herumtrampelten und Indizien vernichteten. Doch dafür war es wohl eh zu spät, nach dem, was mit den Kollegen Morrisey und Taylor passiert war.

PC Dennis Morrisey lag gekrümmt in einer Blutlache auf dem Boden. Sein Blut war teilweise an die Wand und einen Spiegel gesprüht. Das Muster hätte Jackson Pollock zur Ehre gereicht. An den weiß gestrichenen Wänden hingen pornographische Fotos aus Zeitschriften. Dazwischen waren mit bunter Kreide kindlich anmutende, obszöne Strichmännchen mit gewaltigen Penissen gemalt, die an den Riesen von Cerne Abbas erinnerten. Außerdem einige linkisch gemalte okkulte Symbole und grinsende Totenköpfe. Neben der Tür war eine zweite Blutlache. Ein langer, dunkler Streifen zog sich an der Wand hinunter. Terence Payne.

Das Blitzen von Luke Selkirks Fotoapparat riss Banks aus seiner Trance. Faye schwenkte die Videokamera. Der andere Mann im Raum drehte sich um: Detective Chief Inspector Ken Blackstone von der West Yorkshire Police, tadelloses Äußeres, wie immer, selbst in Schutzkleidung. Das graue Haar lockte sich über seinen Ohren, seine scharfen Augen wurden von der Brille mit dem Drahtgestell vergrößert.

»Alan«, sagte er, und es klang wie ein Seufzer. »Sieht aus wie im Schlachthaus, was?«

»Schöner Wochenanfang. Wann warst du hier?«

»Vier Uhr vierundvierzig.«

Blackstone wohnte Richtung Lawnswood, er konnte höchstens eine halbe Stunde für den Weg zu The Hill gebraucht haben. Banks als Leiter der Truppe von North Yorkshire freute sich, dass Blackstone den West-Yorkshire-Teil des gemeinsamen Ermittlungsteams leitete. Die Sonderkommission trug den Namen »Chamäleon«, weil der Mörder sich bislang verstellt, in der Dunkelheit Schutz gesucht hatte und immer unbemerkt verschwunden war. Bei Kooperationen wie dieser führten unvereinbare Persönlichkeiten

oft zu Kompetenzstreitigkeiten, aber Banks und Blackstone kannten sich seit acht oder neun Jahren und hatten immer gut zusammengearbeitet. Auch sonst kamen sie gut miteinander aus, teilten eine Vorliebe für Pubs, indisches Essen und Jazz-Sängerinnen.

»Hast du mit den Notärzten gesprochen?«, fragte Banks.

»Ja«, sagte Blackstone. »Sie haben das Mädchen auf Lebenszeichen untersucht, aber keine gefunden. Deshalb haben sie sich erst um die anderen gekümmert. PC Morrissey war auch schon tot. Terence Payne war mit Handschellen an das Rohr da hinten gefesselt. Er hatte schlimme Kopfverletzungen, atmete aber noch, deshalb haben sie ihn schnell ins Krankenhaus gekarrt. Einige Spuren am Tatort wurden vernichtet – in erster Linie, was die Position von Morrisseys Leiche betrifft –, aber das ist minimal, angesichts der ungewöhnlichen Umstände.«

»Ken, die Scheiße ist, dass wir hier zwei Tatorte haben, die sich überlagern – vielleicht sogar drei, wenn man Payne mitrechnet.« Banks hielt inne. »Vier, wenn man Lucy Payne oben dazuzählt. Das wird Probleme geben. Wo ist Stefan?« Detective Sergeant Stefan Nowak war als Tatort-Koordinator zuständig für den Kontakt zwischen Erkennungsdienst und Ermittlern. Er war noch neu im Revier der Western Division in Eastvale. Banks hatte Stefan in die Soko geholt, weil er von seinen Fähigkeiten beeindruckt war. Um seine Aufgabe hier war Stefan nicht zu beneiden.

»Irgendwo im Haus«, entgegnete Blackstone. »Als ich ihn zuletzt gesehen habe, wollte er nach oben.«

»Sonst noch was Wichtiges, Ken?«

»Eigentlich nicht, nein. Wir müssen warten, bis wir uns eingehender mit der Taylor unterhalten können.«

»Wann wird das sein?«

»Heute Nachmittag. Die Notärzte haben sie mitgenommen. Sie hat einen Schock.«

»Das wundert mich nicht. Wurde sie ...«

»Ja. Ihre Klamotten sind eingetütet, und der Polizeiarzt war im Krankenhaus und hat alles erledigt.«

Das hieß, er hatte unter anderem die Fasern unter ihren Fingernägeln gesichert und Abdrücke von ihren Fingern genommen. Man vergaß schnell – vielleicht nur zu gerne –, dass Janet Taylor, Police Constable in der Probezeit, im Moment keine Heldin war; sie war verdächtig, bei der Verhaftung unverhältnismäßigen Zwang angewandt zu haben. Wirklich unangenehm.

»Wonach sieht es für dich aus, Ken?«, wollte Banks wissen. »Rein gefühlsmäßig.«

»Als hätten sie Payne hier unten überrascht und in die Enge getrieben. Er ist sofort mit dem Ding da auf die beiden losgegangen und hat Morrissey verletzt.« Blackstone wies auf eine blutbefleckte Machete auf dem Boden. »Man kann sehen, dass er Morrissey zwei- oder dreimal erwischt hat. Die Taylor muss genug Zeit gehabt haben, um den Schlagstock herauszuholen und ihn gegen Payne einzusetzen. Sie hat richtig gehandelt, Alan. Der Typ muss wie ein Wahnsinniger auf sie losgegangen sein. Sie musste sich wehren. Selbstverteidigung.«